

ist, daß junge Menschen in den Entscheidungsgremien der Kirchen unterrepräsentiert sind. Wir glauben, daß eine bessere Zusammenarbeit zwischen Kirchen und Jugendorganisationen ein wichtiger Schritt zur Verbesserung der Situation wäre.“

Für uns als Katholische Jugend würde die Umsetzung dieser Forderung einen strukturellen Paradigmenwechsel bedeuten: weg von der Oberleitung durch Bischöfe und hin zu einer echten Partnerschaft; weg vom Gebot, unsere politischen Stellungnahmen von Erwachsenen „vorfiltrern“ zu lassen, und hin zum gleichberechtigten Miteinander. Weg mit infantilisierenden, moralisierenden und indoktrinierenden Umgangsformen und hin zu einer Begegnung von freien Subjekten. Das Potential der prophetischen Kraft der Jugend nützen zur Veränderung der Gesellschaft hin auf mehr Gerechtigkeit und Frieden.

#### *Schlußbemerkung*

„Revolution der Kinder“ hat Pavel Kohout den ersten Aufbruch in der ČSSR im Herbst 1989 genannt.

Ohne die Jugend der osteuropäischen Länder, ohne deren prophetisches Vertrauen in die Veränderung versteinierter Bürokratien und ohne deren prophetische Unerschrockenheit wäre wahrscheinlich heute noch eine Mauer zwischen Ost und West und die Herrschaft stalinistischer Bürokratien.

Veränderungen von versteinerten Strukturen bedarf es auch in unserer Kirche und Gesellschaft. Sie werden dann ermöglicht, wenn die Jugend aufbegehrt und die erwachsenen Verantwortlichen in einen partnerschaftlichen Dialog mit ihr treten.

## Praxis

**Irmgard Dickmann-Schuth**

### **Religionsunterricht an der Berufsschule als Dienst im Geiste Jesu**

*„Je mehr ich schreibe, desto sympathischer werden mir die (Berufs-)Schüler, desto griffiger die Inhalte.“ Wer diesen Erfahrungsbericht einer Berufsschullehrerin liest, wird sich über ihren Schlußsatz nicht mehr wundern. Mit großer Sensibilität für diese „im Schatten“ lebenden jungen Menschen versucht sie, mit ihren Schülern ins Gespräch über ihre Lebenssituation zu kommen und sie behutsam mit Jesus und seiner Botschaft in Beziehung zu bringen. Sehr dünn und schwach steht im Hintergrund die Frage nach Gott, wird bisweilen sein Geist spürbar. Von dieser Erfahrung her gibt die Autorin dann auch einige Hinweise für den Religionsunterricht an Berufsschulen, den sie um der Jugend und um der Sache Jesu willen für notwendig hält.* red

„Dienst“ gehört nicht zum aktiven Wortschatz der Berufsschüler, die ich seit mehr als 15 Jahren an einer Gewerbeschule unterrichte. Es ist ein Begriff der (kirchlichen) Sondersprache, der an Aufopferung, Selbstlosigkeit denken läßt. Doch: für ihren „Dienst“ bekommt eine Religionslehrerin mehr als das Doppelte als eine Friseurin für ihre „Dienstleistung“, ohne deren gesundheitliche Belastungen und ungünstige Arbeitszeit aushalten zu müssen. Mit „Dienst“ verbinde ich auch ein Zurücktreten der Person hinter die Funktion, die darin besteht, unauffällig und perfekt Wünsche zu erfüllen. Wie geht das zusammen mit Pflichtthemen und Notengebung, mit Frontalunterricht und wortreicher Selbstdarstellung des Lehrers, zu der gerade der Religionsunterricht verleitet? Natürlich ist der Religionsunterricht ein Teil kirchlicher Diakonie – doch widerstrebt es mir, einen gut bezahlten Beruf als Dienst zu bezeichnen, der zudem Freiräume bietet, die andere Fachlehrer nicht haben: Themenauswahl, weniger Zeitdruck, Medien- und Methodenvielfalt, keine Bela-

stungen durch Zwischen- und Gesellenprüfungen, weniger organisatorische Pflichten. Mir ist der anspruchslos-neutrale Begriff „Aufgabe“ lieber.

Fragwürdig ist mir auch, ob gerade Religionslehrer den Berufsschülern in besonderer Weise dienen. Daß Religionslehrer dieses Bild von sich selbst malen, bekommt man in Lehrerzimmern und auf Tagungen übergenug mit. Doch mir fallen vorwiegend technische Lehrer oder andere „Allgemeinbildner“ ein, wenn ich an Lehrer denke, die sich inner- und außerhalb des Unterrichts besonders für ihre Schüler einsetzen: in dem unerschütterlichen Bemühen, Interesse am Stoff zu wecken, schwache Schüler prüfungsfähig zu machen, Konflikte mit dem Betrieb zu lösen oder Ansprechpartner bei privaten Problemen zu sein. Ja, ich kenne Gott sei Dank Berufsschullehrer, die sich im Geiste Jesu engagieren – aber die meisten würden eine solche Formulierung von sich weisen. Darin gleichen sie ihren, meinen Schülern.

Eben diese Schüler möchte ich charakterisieren und selbst zu Wort kommen lassen, um die These zu belegen, daß in diesen Jugendlichen die Hirten, Fischer, Handwerker weiterleben, zu denen Jesus kam.

Anschließend möchte ich, ebenfalls nur punktuell, aufzeigen, wie ich selbst in den Schülern und ihren Äußerungen etwas vom Geist Jesu erfahre. Was sie umgekehrt durch meinen Unterricht erfahren – momentan und langfristig –, überlasse ich eben diesem Geist.

Zum Abschluß will ich die Richtung andeuten, die der Religionsunterricht an der Berufsschule nehmen muß, wenn er vor Gott, den Schülern und den dualen Partnern bestehen will (eine ungewöhnliche Kombination, aber sie beschreibt in etwa die Instanzen, vor denen sich der Religionsunterricht zu verantworten hat).

### *Im Schatten*

Wie sind sie, die BäckerInnen, SchneiderInnen, FachverkäuferInnen, die Marinas, Tanjas und Michael's?

Sie sind handfest – im vielfältigen Sinn des Wortes. Sie haben einen Handwerksberuf gewählt oder sich mit ihm abgefunden, weil sie gerne mit den Händen arbeiten oder weil

Realschul- und Gymnasiumsabgänger andere Lehrstellen blockieren. Im Unterricht haben sie es gern handlich: anschaulich, klar gegliedert, möglichst in wenige Stichworte zusammengefaßt. Das hat Vorteile: Der Lehrer muß auswählen, reduzieren, im eigenen Kopf und im Unterricht. Eine Flucht in fremdwortreiche Redundanz ist nicht drin, was eine gute Selbsterziehung sein kann. Das hat, gerade für das Fach Religion, unaufhebbare Nachteile: Es ist fast unmöglich, zu einem Thema den historischen Kontext aufzuarbeiten, Wissen aus anderen Bereichen (Politik, Literatur) heranzuziehen, auf fundiertes Wissen über Bibel, Kirchengeschichte usw. zurückzugreifen. Kann Jesu Geist im leeren Raum wehen? Kann Glaube erwachsen werden ohne religiöses Basiswissen?

Weitgehend fehlt nicht die Bereitschaft, sondern die Fähigkeit zu differenzieren, in Nuancen, in Alternativen zu denken. Wieviel subtile Bibelarbeit zu Schöpfung oder Exodus ist schon nach vier bis fünf Stunden in sich zusammengefallen durch die Frage von Sascha aus der dritten Bank: „Un wie war's 'n wirklich?“ Kaum zu erschüttern ist das Festhalten an Vorurteilen, politischen Emotionen und negativen Vorstellungen von sich selbst und den eigenen Möglichkeiten.

Die meisten Schüler leben eher auf der Schattenseite des Lebens. Viele kommen aus schwierigen Familienverhältnissen, haben entmutigende Schulerfahrungen hinter sich und sind im Betrieb das jüngste, zum Hacken freigegebene Huhn. Sie sehen beileibe nicht aus wie die „junge Garde des Proletariats“, doch fällt mir oft eine Zeile aus diesem Lied ein: „... und wurden früh schon alt.“ Grau und müde sehen manche aus, mit einem Augenausdruck, als erwarteten sie nichts (Gutes) mehr vom Leben. Es ist nicht die Müdigkeit langer Disconächte, sondern mühseliger Lebensbedingungen. Darüber täuschen blonde und rosa Strähnchen, martialische Lederkluft und lockere Sprüche nicht hinweg. Angeregt durch Fallbeispiele, erzählen sie im Unterricht (oder auch am Telefon), wie sie so leben: R. ist in der dritten Pflegefamilie, und die behält sie auch nur, „weil sie neben dem Pflegegeld noch die Ausbildungsvergütung einstreichen kann“. W. arbeitet nach Schule und Betrieb noch stundenlang

in den Rebbergen, denn sonst ist der elterliche Nebenerwerbsbetrieb nicht zu halten. H. war auf einem Fortbildungskurs, wurde von einem der „Leitungstypen“ betrunken gemacht und geschwängert. C. versorgt vier Geschwister, den Opa und die Tiere, denn die Mutter ist tot, und der Vater, ein Alkoholiker, überläßt Hof und Haushalt der Ältesten . . . Sie erzählen in einem ruhigen Tonfall: So ist das halt! Da kann man nix machen!

Entsprechend sind ihre Erwartungen ans Leben: „sicherer Arbeitsplatz“, „Familie“, „Gesundheit“. Die Reihenfolge schwankt von Klasse zu Klasse, doch im Prinzip bleibt diese Dreieinigkeit unangetastet. Da ist kein Platz für große Träume, für abweichende Lebensentwürfe.

Auch die Hoffnungen für ein Leben nach dem Tod, an das die Mehrzahl „irgendwie schon“ glaubt, haben nichts vom Schwung apokalyptischer Visionen: „Endlich Ruhe“, „Frieden“ wollen sie haben und daß „alle um mich sind, die ich hier gern hatte“ und „keiner mehr leiden muß“. „Dann werde ich endlich einmal verwöhnt!“ schreibt eine Fleischereiverkäuferin. In diesem Satz fallen auf rührende Weise Lebenserfahrung und Glaubenshoffnung zusammen.

Und deshalb bin ich sicher, daß Jesus heute zuerst und am liebsten zu diesen „Mühseligen und Beladenen“ käme.

### *Jesus als Berufsschullehrer?*

Was und wo wäre Jesus heute? Zu dieser Frage kommt es immer wieder zu spannenden Diskussionen über Jesus, die er selbst sicher auch mit Spannung verfolgt („Für wen haltet ihr mich?“). Pfarrer in Oberammergau, Major bei der Bundeswehr, Konzernchef? Eindeutige Abwehr. Sozialarbeiterin unter Stadtstreichern, Nonne im Orden der Mutter Teresa? Langes Hin und Her, schließlich: „Versuchen könnt' er's, aber er hätt's verdammt schwer, als Frau ernstgenommen zu werden.“ Priester in den Slums von Rio, Pfleger auf einer Aidsstation? Unbedingt. Papst? Der Lärmpegel steigt. Fazit: wenn – dann ganz, ganz anders. Religionslehrer an der Berufsschule? Lachen, Frozzeln, Zustimmung. Doch: „Dafür ist er viel zu berühmt. Und er hat Wichtigeres zu tun, als sich mit so jemand wie uns abzugeben!“ Da wird es Zeit

zu fragen, mit wem sich Jesus denn damals abgegeben hat. Es dauert seine Zeit, bis das Gedächtnis Geschichten freigibt, denn die wenigsten reaktivieren es durch das Sonntagsevangelium. Dann aber folgt ein Stichwort dem anderen: von Jesus, der, obwohl er „total schlapp“ war, die Kinder zu sich kommen ließ, von der Angst auf dem Ölberg und den schlafenden Jüngern („Das muß man sich mal vorstellen!“), von den Aussätzigen, die er anfaßte, was alle anderen vermieden. Am häufigsten wird die Geschichte von der Ehebrecherin erzählt. „Der werfe den ersten Stein“ – das ist der Jesus, der ihnen nahe ist. Wortkarg, aber direkt, parteiisch, aber nicht verletzend, ein Beschützer, der sich selbst nicht schützt.

Um das Wesentliche an Jesu Wundern herauszuarbeiten, vergleichen sie Texte. Bei der Auswertung wird deutlich, wie klar sie erkennen, was Jesus von Zauberern, seine Macht von Magie unterscheidet: „Er braucht keine Zaubersprüche oder magisches Zeug. Bei ihm klappt es gleich, nicht erst nach ein paar Sprechstunden.“ – „Er macht keine Werbung für seine Wunder, denn er tut's ja nicht für Geld oder um berühmt zu werden.“ – „Er hat keinen eigenen Vorteil davon, er macht es nur, damit keiner mehr leidet.“ (Ergebnisse schriftlicher Gruppenarbeit)

Auf die Frage, was ihnen selbst Jesus bedeutet, antworten sie ganz unterschiedlich. „Nichts, weil ich *nicht mehr* an ihn glauben kann.“ – „Er ist mir wichtig, weil er mir Kraft gibt.“ – „Von ihm halte ich viel, aber von der Kirche nichts.“ – „Er ist ein Vorbild, weil er selbst niemandem etwas Böses tut.“ O, ich weiß, diese Aussagen bleiben weit hinter dem unverkürzten Glaubensschatz der Kirche zurück.

Aber sie haben etwas, was auch Jesu Worte und Taten haben: Einfachheit, Echtheit.

### *Der Irgendwie-Gott*

Bäckereiverkäuferinnen diskutierten die Frage, ob sie selbst sich kirchlich trauen lassen würden. Die große Mehrheit war dafür, es fielen Argumente wie „so feierlich“, „romantisch“, „es soll ja fürs ganze Leben sein“, „es hilft, einander treu zu bleiben“ und „der Segen ist mir wichtig“. Wessen Segen, warum? Das vorher so lebhaftes Gespräch verstummte. Nichts mehr von der Direktheit,

mit der sie sich vorher über Sexualität, Partnerwechsel und Treue gestritten hatten. Verlegenes Lächeln, Stille. Schließlich ein vorwurfsvolles: „Als ob Sie nicht wüßten, von wem der Segen kommt!“ Ich tue so, als ob ich's nicht wüßte. Schließlich sagt eine leise: „Gott. Ohne den wär' doch so eine Trauung und alles andere sinnlos.“ Dieses Erlebnis ist eines unter vielen. Über Jesus kann man erzählen, über die Kirche schimpfen, aber vor Gott hat man eine alttestamentliche Scheu. Seinen Namen ernsthaft – außerhalb gängiger Redewendungen – anzusprechen, kostet Überwindung. Er ist ein Tabu, eines der letzten in einer Gesellschaft, die sonst vor nichts mehr haltmacht.

Für viele Berufsschüler ist Gott im doppelten Sinn tabu: Er ist anders, erhaben, heilig, und er ist ausgegrenzt vom eigenen Alltag, die eigene Sphäre berührt die seine nicht. Wenn Jugendliche aus dem ersten Grund über Gott schweigen, kann man von ihnen nur lernen, gerade als Theologe. Doch der zweite Grund trifft den Nerv kirchlicher Glaubensverkündigung, pfarrlicher Aktivitäten und schulischen Religionsunterrichts.

„Irgendwie“ glauben viele meiner Schüler, vielleicht die meisten, an Gott. „Irgendwo“ ist er ihnen wichtig. Aber wo erfahren sie ihn? Berufsschule, Betrieb, Zuhause, Clique sind Lebensbereiche, in denen Gott nicht vorkommt, wenn man von Ghettoerfahrungen wie dem Religionsunterricht und gelegentlichen religiösen Feiern wie Taufe und Beerdigung absieht. Pfarrgemeinde und kirchliche Gruppen spielen im Leben der wenigsten eine Rolle. „Wenn ich Sorgen habe, denke ich an Gott!“ – „Ich bete ab und zu, aber ich weiß nicht, ob er mich hört.“ – „Ich würde gern fest an Gott glauben, aber ich kann es nicht.“ Das sind drei von vielen vergleichbaren (schriftlichen) Äußerungen. Über Gott schreiben, ihn in ein Bild fassen – das geht gerade noch. Aber die Frage: „Redet ihr manchmal mit eurem Freund/eurer Freundin über Gott?“ wird als peinlich empfunden. So was fragt man nicht! Und so was tut man nicht! Oder?

*Wie kann man mit solchen Jugendlichen 45 Minuten pro Woche von Gott reden?*

Meine Antworten können nur Andeutungen sein: indem man . . .

- manchmal gar nicht von ihm spricht;
- von Menschen redet, in denen Gott spürbar, erfahrbar wird;
- die Schüler von sich selbst, ihren Wünschen und Ängsten, ihren Sehnsüchten und ihrem Alltagsärger reden läßt, denn als Ebenbilder Gottes weisen sie alle auf das Urbild hin;
- auf Fragen nach der eigenen Glaubenspraxis offen antwortet, ohne daraus eine Predigt zu machen („Macht's Ihnen Spaß, sonntags in die Kirche zu gehen?“ – „Hören Sie mit dem Religionsunterricht auf, wenn Sie an Gott nicht mehr glauben können?“);
- zugibt, daß die Grenze des Sagbaren erreicht ist, zum Beispiel, wenn es um die Frage nach dem Leid in der Welt geht;
- Jesus zu Wort kommen läßt;
- die Frage, ob und wie Gott ist, als eine Lebensaufgabe darstellt, die zu lösen man sein ganzes Leben lang Zeit hat.

Die Gottesfrage als Lebenspuzzle, das man Teilchen um Teilchen zusammensetzt, das an den Rändern offen ist und dessen Gesamteindruck sich erst aus der Distanz ergibt.

Vielleicht kann der Religionsunterricht ein wenig dazu beitragen, daß aus Bruchstücken – des Lebens wie des Glaubens – ein Ganzes wird.

Jesus, so denke ich, hätte mehr übrig für ein mühsam zusammengetragenes, lückenhaftes Puzzle als für ein Ölgemälde mit Firnis und Goldrahmen.

### *Vom Machbaren und Möglichen*

Wenn eine Religionslehrerin dafür plädiert, den Religionsunterricht an der Berufsschule beizubehalten und gegen Angriffe zu verteidigen, tut sie das nicht zuletzt zur eigenen Arbeitsplatzsicherung. (Auch wenn sie, wie ich, nebenher noch die Gesellenprüfung in einem „handfesten“ Beruf gemacht hat.)

Doch: nicht wegen der ReligionslehrerInnen, sondern um der Schüler und der Sache Jesu willen soll dieses Fach in dieser Schulart bleiben. Um diesem doppelten Anspruch gerecht zu werden, sollte der Religionsunterricht von Lehrern unterrichtet werden, die

- den Schülern Achtung und Liebe entgegenbringen. Liebe nicht im Sinn von Sym-

pathie, sondern von Solidarität, die jeden einschließt (auch Sascha aus der dritten Bank . . .);

- über ein fundiertes theologisches Wissen verfügen, denn nur so können sie sachgerecht reduzieren;
- möglichst eine sonderpädagogische Zusatzausbildung haben, denn die Zahl der Lern- und Verhaltensstörungen wächst;
- Methoden und Materialien gezielt und flexibel handhaben;
- teamfähig sind, denn nur in einer Gruppe kann man sich holen, was zum Überleben nötig ist: Aufmunterung, Korrektur, Durchhaltevermögen, neue Ideen – eben Jesu Geist;
- das glauben, was sie leben, und das leben, was sie glauben, denn Schüler spüren, wenn das eine mit dem anderen nicht übereinstimmt.

Der Religionsunterricht muß

- ökumenisch sein, denn bei Schülern, die meinen, der Papst sei evangelisch (Metzger, 3. Lehrjahr) und habe die Bibel geschrieben (Bäcker, 2. Lehrjahr), kann man weder Kontrovers- noch Versöhnungstheologie betreiben, sondern nur eine Art christlicher Basiskatechese;
- handfeste Arbeit sein, denn nur so wird er von Berufsschülern ernstgenommen, nur so ist er gegenüber den Betrieben, die auch für die Schulzeit Ausbildungsvergütung bezahlen, zu halten. Arbeit – das ist zielgerichtetes Tun, das für mich auch die (Selbst-)Kontrolle durch Tests einschließt;
- Raum haben für Witze und Geplänkel, Erzählungen der Schüler, Besprechen aktueller Probleme in Klasse oder Betrieb, für Musisches, für Spiele und kleine Feiern – kurz: für ein freies Wehen des Geistes Jesu.

Das wäre nun ein schönes Schlußwort. Doch es bedarf einer Ergänzung. Wenn ich Erfahrungen mit Berufsschülern aufschreibe, setzt ein merkwürdiger Prozeß ein: Je mehr ich schreibe, desto sympathischer werden mir die Schüler, desto griffiger die Inhalte. Am Ende komme ich mir noch als gute Religionslehrerin vor . . . Da hilft nur eins: das Codewort „Daniel D.“. Daniel D. war mein schlimmster Schüler (was etwas heißen

will). Den Unterricht in seiner Klasse konnte ich nur überstehen, mitnichten gestalten. „Daniel D.“, der mich übrigens herzlich grüßt, wenn wir uns über den Weg laufen, ist mein bewährtes Gegenmittel gegen die Idealisierung von Erlebtem, gegen die Flucht vor der Praxis in die glatte Theorie.

Um die Spannung auszuhalten zwischen dem Machbaren und dem Möglichen – dazu brauchen Religionslehrer an der Berufsschule mehr denn je den Geist Jesu.

## Gabriele Bußmann

### Erfahrungen aus der Schulseelsorge

*Zehn Jahre lang hat Frau Bußmann jetzt in der Schulseelsorge des Bistums Münster mitgearbeitet. Ihr Erfahrungsbericht zeigt, wie gering die christliche Glaubenssubstanz bei dem Großteil der jungen Menschen von 14 bis 23 Jahren, mit denen sie es zu tun hat, inzwischen ist. Man müsse von einem vollzogenen Traditionsabbruch sprechen. Mit Lebensperspektiven, die über die nächsten Jahre hinausgehen, tun sich diese Jugendlichen sehr schwer; sie sind aber unter bestimmten Umständen zu großem Engagement bereit. Der Geist wird vielleicht dort spürbar, wo sie in Gruppengesprächen den Wunsch haben, sich und die anderen „richtig“ kennenzulernen, wenn sie Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen aufbauen wollen. Schulseelsorge und Kirche allgemein haben die Aufgabe, Freiräume für solche Erfahrungen zu ermöglichen.*

Die folgenden Ausführungen sind im Stil eines Erfahrungsberichtes geschrieben; damit ist ein Vielfaches verbunden:

Erfahrungsbericht heißt erstens: Ich will meine Erfahrungen als freie Mitarbeiterin im Laufe von zehn Jahren Schulseelsorge mit Schülern und Schülerinnen verschiedener Schultypen (Hauptschule, Realschule, Gymnasium, Fachschule) im Alter von 14 bis 23 Jahren aus dörflich-ländlichen Gebieten sowie aus klein- und mittelstädtischen Gebieten reflektieren. Dabei will ich versuchen, mögliche Entwicklungstrends nachzuzeich-